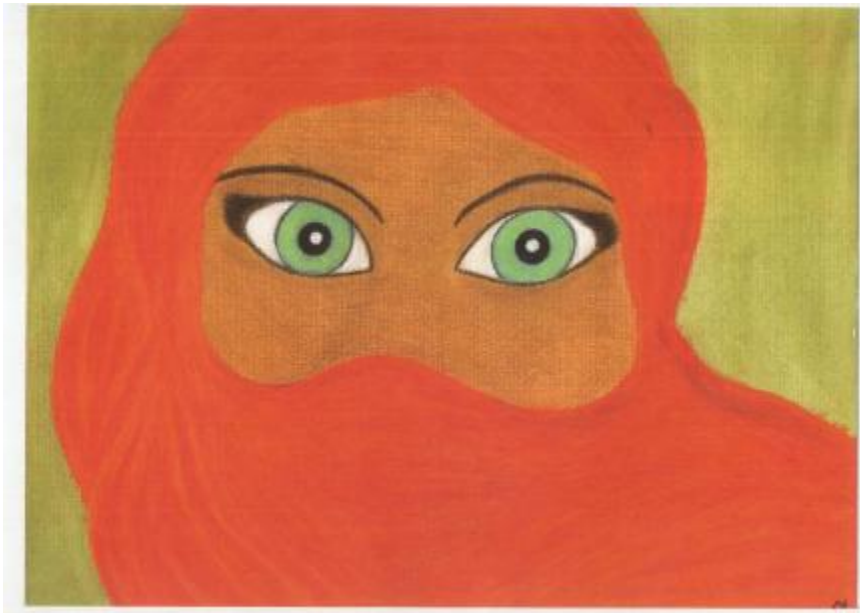


Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S.3 Lesetagebuch Juli bis September 2008 [*Andrea Herrmann*]
- S.4 Elf gegen schwarzen Ritter (2/2) [*Muna Germann*]
- S.9 Das Anwesen meiner Großeltern [*Karl Farr*]
- S.10 Elly, das Original [*Elfriede Camilla Herold*]
- S.12 Äste erzählen von Krähen [*Thilo Bachmann*]
- S.13 Begegnung in der Tram [*Friedrich Müller*]
- S.15 Der Sinn von Allerheiligen [*Amelie Andrews*]
- S.18 Aus dem Tagebuch meiner Enkeltochter Eva-Lotta [*Holger Hartenstein*]
- S.21 Fräulein Jeans [*Kurt May*]
- S.21 Der Frühling und du/ Der Weisheit letzter Schluss [*mary west*]
- S.22 Beziehungskiste [*Jutta Miller-Waldner*]
- S.22 Wachsende Stille [*Arno Peters*]
- S.23 Rezension: „Hundert Tage“ von Lukas Bärfuss [*Andrea Herrmann*]
- S.25 Rezension: „Liebe ohne Ende“ von Gerd Egelhof [*Andrea Herrmann*]
- S.26 Hörbuch-Rezension: „Gut gegen Nordwind“ von Daniel Glattauer [*Nora Zorn*]
- S.28 Wettbewerbe [*Andrea Herrmann*]

Liebe Leserin, lieber Leser,

zum Literaturwettbewerb „Brücken“ trudeln schon lange die ersten Beiträge ein. So richtig hektisch wird es aber sicher knapp vor Einsendeschluss am 15. Dezember. Im Wettbewerbs-Teil dieser Ausgabe (letzte Seite) finden Sie die Details zur Ausschreibung. Außerdem steht sie auch im Internet unter <http://www.uschtrin.de/litzs.html>

An dieser Stelle möchte ich Heike Prassel zum 10jährigen Bestehen von romansuche.de gratulieren, der kostenlosen, ehrenamtlichen Online-Vermittlung für Roman-Manuskripte. Dort stellen Autor/innen nach bestandener Vorauswahl ihre Exposés vor und Verlage suchen nach hoffnungsvollem Nachwuchs.

Viel Freude am Herbst-Veilchen!

Andrea Herrmann

Titelbild: „Das Leben“ von Esther Bystrek

Alle Rechte bei den Autoren. Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 2,50 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag).

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Hasenstr. 5, D-67659 Kaiserslautern oder per E-Mail: veilchen „at“ geschichten-manufaktur.de

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie auch zum Herunterladen auf der Webseite: www.geschichten-manufaktur.de/veilchen.html

Lesetagebuch Juli bis September 08

Kitsch, Romantik und Esoterik liegen in dem Roman „Kenny“ von Louis Bromfield sehr eng zusammen. Ich würde es ein modernes Märchen nennen. Kenny ist ein Waisenjunge, mysteriös begabt für den Umgang mit Tieren, was er von seinem Ziehvater Vincent geerbt zu haben scheint. Alle auf dem kalifornischen Bauernhof, auf dem er lebt, lieben ihn - Mensch und Tier. Kurz bevor er in den Zweiten Weltkrieg zieht, heiratet er Maisie, mit der er wie Bruder und Schwester aufgewachsen ist. Er fällt im Krieg gegen die Japaner, während sein bester Freund Buck zurück kehrt und auf seltsame Weise seinen Platz einnimmt. Buch heiratet Maisie und sie bringt einen Jungen auf die Welt, der Kenny wie aus dem Gesicht geschnitten ist. In diesem Roman geht es um Verbindungen, die keine physischen sind, um Wissen, das von woanders zu kommen scheint, und um die Liebe zur Natur. Meine Ausgabe aus dem Jahr 1975 stammt vom Wilhelm Goldmann Verlag. Nur 90 Seiten umfasst das Buch und diskutiert doch die aufgeworfenen Fragen anhand ausführlicher Beispiele und romantischer Schilderungen. Die zauberhafteste Textstelle ist für mich die folgende:

„Die Kriegserklärung fiel gerade in die Zeit seines und Maisies Erwachen zu der Erkenntnis, daß er ein Mann und sie eine Frau war. Wir hatten die Entwicklung der Dinge seit langem beobachtet. Des Abends unternahmen sie gemeinsame Spaziergänge im Wald, oder sie liehen sich Vincents Wagen, fuhren davon und kamen erst spät in der Nacht zurück. Ich habe nie einen Mann natürlicher um eine Frau werben sehen als Kenny. Es gab kein gezieltes Getue und kein albernes Kichern. Die selbstverständliche Würde der beiden hinderte alle, die bei solchen Gelegenheiten üblichen derben Witze zu machen, wie es auf dem Land sonst Brauch ist.

Was sich auf ihren langen Spaziergängen und Ausfahrten zwischen Kenny und Maisie ereignete, weiß ich nicht, und ich bin überzeugt, daß auch Vincent und Martha [- Maisies Eltern und Kennys Zieheltern -] es nicht wußten. Einmal traf ich zufällig bei einem Abendspaziergang mit den Hunden auf das Pärchen. Maisie saß am Ufer des kleinen Teiches mitten im Wald; sie hielt Kennys schwarzen Lockenkopf im Schoß. Ich war drauf und dran, auf sie zuzugehen und sie anzusprechen, als Maisie sich hinunterbeugte und Kenny sich reckte und beide Arme um ihren Nacken schlang. Maisies schimmerndes rotes Haar fiel über sein Gesicht und verdeckte ihren Kuß. Es war ein langer, leidenschaftlicher Kuß. Mit der verhaltenen, schmiegsamen Bewegung eines Panthers wandte sich Kenny dem Mädchen zu und barg seinen Kopf zwischen ihren Brüsten.

Ich schlug schnell eine andere Richtung ein, ein wenig verwirrt von dem, was ich unfreiwillig mitangesehen hatte. Wieder drängte sich mir das sonderbare Gefühl auf, als habe sich das Rad der Zeit rückwärts gedreht. Die Szene, deren Zeuge ich da geworden war, hatte nichts mit naiver, linkischer Liebelei zu tun. Die seltsam verhaltene, an die Grazie eines Tieres erinnernde Bewegung des jungen Mannes, dahinter der ruhende Teich, umgeben von schweigenden Bäumen, und über allem die Schwüle des Sommerabends – es ergab ein Bild erregender Schönheit, das in die sagenhaft ferne Zeit gehörte, in der wir noch nicht vor dem zurückschrecken, was in uns liegt, dem Urgesetz entstammend und untrennbar dem Gedeihen des Universums verbunden. Während ich meinen Spaziergang fortsetzte, plagte mich etwas wie Neid. Ich war Zeuge einer Gefühlsäußerung geworden, wie ich sie nie gekannt hatte und nie kennenlernen würde, der Äußerung einer reinen, durch nichts gehemmt,

leidenschaftlichen Liebe, wie sie den meisten Menschen unserer Zeit versagt bleibt. Im Moment, als ich die beiden jungen Menschen sah, wurde mir erst bewußt, daß bei all meinen Erlebnissen mit Frauen stets eine hemmende Barriere zwischen uns gestanden hatte, eine Barriere, die uns selbst in den Augenblicken innigster Vereinigung zu

widerspruchsvoller Einsamkeit verdamnte. Vielleicht hatte ich darum nie geheiratet, weil ich mich unbewußt mein Leben lang nach einer Erfüllung sehnte, wie sie Kenny und Maisie zuteil geworden, mir aber versagt geblieben war.“

Andrea Herrmann

Elf gegen schwarzen Ritter

Teil 2/2, Fortsetzung von der vorigen Ausgabe:

... „Er ist ich, und ich bin er“, dachte ich. Konnte das Experiment gelingen, wenn ich nicht selbst daran glaubte? Aber bei Mama war es sehr leicht gewesen. Sie wollte meine Lügen ja glauben.

Es wurde ein Scheißtag. Als ich ins Klassenzimmer kam, saßen da schon ein paar. Ich dachte, ich bin nett und stell' mich zu ihnen, als sei ich ein ganz normaler Mensch.

Ich grüße also: „Guten Morgen“ und trete zu ihnen, und sie gafften mich an als habe ich etwas Unanständiges gesagt. Ihr Gespräch war hinüber. So standen wir und scharrtten mit den Füßen auf dem graumelierten robusten Teppichboden, dann drehte ich mich um und ging kommentarlos an meinen Platz zurück. Das Zimmer ist natürlich klein genug, dass ich es hörte: „Was ist denn mit der los?“

Die anderen zuckten mit den Schultern, und ich tat so als würde ich in meiner Schultasche kramen. Umständlich holte ich einzeln das rote Matheheft, das Buch und die Stifte heraus. Direkt hinter mich setzte sich Sabine, packte ihren Kram aus und schien über den Hausaufgaben zu brüten.

„Guten Morgen, Sabine“, grüßte ich. Es war OK. Nicht zu freundlich oder schleimig oder so. Ihr fiel der Bleistift herunter, an dem sie eben noch gekaut hatte.

„Mist“, sagte sie und kroch unter den Tisch. „Was musst du mich so erschrecken.“

„Ich habe nur gegrüßt“, sagte ich und versuchte, nicht genervt zu klingen.

„Aber damit konnte ich doch nicht rechnen“, beklagte sich Sabine, während sie wieder auftauchte und ihre Denkerpose einnahm.

„Magst du bei mir die Lösung abschreiben?“

„Nee, die bekomm ich nachher von Rainer.“

Hm, na ja. Ich hatte es versucht.

Ich drehte mich wieder um, öffnete mein Matheheft an der richtigen Stelle, nämlich da wo die Hausaufgaben standen. Ich sah auf die Uhr. Noch drei Minuten.

Langsam füllte sich der Raum.

Tanja setzte sich zu Sabine und fragte:

„Was wollte die denn von dir?“

Sabine klang genervt: „Das weiß ich doch nicht! Die hat mich einfach angesprochen.“ Das klang nach „Ich bin mit der nicht befreundet, glaub so was nicht!“

Ich versuchte, nicht verletzt zu sein. Eigentlich wusste ich ja, woran ich mit ihnen war. Und sie wussten, woran sie mit mir waren. Es war schon alles wunderbar eingespielt. Niemand wollte, dass ich mich ändere. Selbst wenn ich es getan hätte. Nur der blöde Elf meinte, das sei so einfach. Klar, wenn ich im Wald leben würde, dann wäre es das. Aber ich hatte unter diesen Leuten noch ein paar Schuljahre vor mir und würde das Abitur hier machen. Ich musste aber keine Freunde haben, und ich musste nicht jedermanns Freund sein. Ich hasste sie ja nicht, ich tat niemandem etwas zuleide. Ich tratschte noch nicht einmal, denn ich hatte ja keine Gesprächspartner. Selbst die Gemeinheiten, die sie mir vorwarfen, hatte ich nie wirklich im Sinn. Weder machte ich meine Hausaufgaben, um sie alle unter Druck zu setzen, noch beantwortete ich eine Frage des Lehrers, um sie dumm aussehen zu lassen. SIE waren böse!

Trotzdem versuchte ich es an diesem Tag noch ein paar Mal, etwas zu verbessern. Ich wollte meine Experimente hinter mich bringen. Nur um dem weltfremden Elf zu beweisen, dass ich nicht allein Schuld an dem allen habe. Da meine Mitschüler meine Freundlichkeit nicht zu schätzen wussten, verschenkte ich sie an den Lehrer. Ich gab Herr Ton das Gefühl, mich für Mathematik zu interessieren und grinste über seine Witze. Er freute sich, und hielt bald den Unterricht nur noch für mich. Die anderen hörten sowieso nicht zu.

In der Pause durfte ich mir dafür anhören, wie man hinter meinem Rücken und in Hörweite moserte: „Die schleimt sich wieder ein.“ Elf, hast du den Hass in ihrer Stimme gehört, ja?

Ich drehte mich um und sagte ganz zuckersüß: „Man wird doch wohl freundlich sein dürfen.“

Tanja verzog das Gesicht und äffte mich nach: „Man wird doch wohl freundlich sein dürfen. Man wird doch wohl dem Mathepauker in den Arsch kriechen dürfen.“

Alle lachten. Danke, Ihr gebt mir ein gutes Argument für den Elfen!

In der Sportstunde bot sich die Gelegenheit, noch mal freundlich zu sein. Kathrin stolperte beim Warmlaufen über ihre eigenen Füße und fiel auf die Knie. Sie setzte sich stöhnend auf den Hintern und rieb sich die Gelenke.

Die Lehrerin rief nur: „Auf, auf, nicht so müde!“

Da kam ich gerade an Kathrin vorbei, fragte: „Tut´s weh?“

Sie blickte auf, brummte: „S geht so“ und nahm meine hingestreckte Hand.

Sie bedankte sich nicht, aber da sie mit freundlicher Stimme geantwortet hatte, nahm ich an, dass sie sich wenigstens heimlich freute.

Kaum hatte ich nach dem letzten Pausenklingeln das Schulgebäude verlassen, trabte auch schon der schwarze Ritter neben mir her.

„Ja, was seh ich denn da?“ höhnte er. „Du wirst ja noch richtig gut, eine echte Ritterin.“

Sein Ton gefiel mir nicht. Er fuhr fort: „Warum hast du nie versucht, mich mit so etwas zu beeindrucken? Warum nur ihn?“

„Ich habe es nicht für ihn getan, sondern für mich, nur für mich.“

„Unsinn!“

OK, es war gelogen. Ich tat alles für ihn, den Elf, der wahrscheinlich sowieso nie zurückkehren würde.

„Du hoffst ja doch noch“, klagte er.

„Lass mich in Ruhe!“

„Ehrlich, ich wäre lieber ein böser Mensch als mich so zum Affen zu machen wie du!“

„Du bist ja auch nicht verliebt!“

„Hups, jetzt ist es raus!“

Schweigen. Er schien darüber nachzudenken, was mir eben herausgerutscht war. Er machte keine Witze darüber, und ich hatte nicht vor, es zurückzunehmen.

„Jetzt mache ich mir wirklich Sorgen um dich“, seufzte er schließlich.

„Ich mir auch“, seufzte ich zurück und gab mich weise: „Aber ist Liebe nicht immer verrückt?“

„Davon weiß ich nichts. Nimm beispielsweise die Liebe, die mal zwischen uns war. Die war so solide wie eine Freundschaft. Sie hält bis heute.“

„Ach, da war ich noch jung. Außerdem ist es ziemlich verrückt, jemanden zu lieben, den es gar nicht gibt.“

„Hey, mich gibt es nicht? Wag das noch mal zu sagen! Wenn ich weg wäre, würde dir ganz schön etwas fehlen!“

„Ich lästere, also bin ich...“

„Genau. Und was ist, wenn es klappt, mit dir und dem Milchbubi? Muss ich dann verschwinden oder brauchst du mich noch, um deinen Liebeskummer zu diskutieren?“

„Mit einem Elfen gibt es sicher nie Kummer! Er ist nämlich perfekt.“ Jetzt wurde ich aber ironisch.

„So wie ich.“

„Stimmt.“

„Danke. Aber...“

„Was?“

Er zog die Stirn kraus und prophezeite: „Aber du wirst IHM Kummer bereiten, und dann hast du Kummer, weil du ihm Kummer gemacht hast, und dann brauchst du den guten alten schwarzen Ritter, der dich in den Arm nimmt und tröstet, während dein Liebster auf einer Fichte sitzt und schmolzt.“

„Wahrscheinlich.“ Musste er mir meinen Traum kaputt machen?

Eigentlich wollte ich gar nicht so genau darüber nachdenken. Ich wollte nur erst mal zufrieden mit mir selbst sein und diesem Elfen gefallen. Ob wir dann heiraten, zusammen im Wald wohnen oder Kinder bekommen, und ob diese unsterblich sind, das war mir gerade einerlei.

„Mir auch“, sagte der Ritter.

Ich wollte ihn nicht darum bitten, für immer bei mir zu bleiben, auch wenn ich sicher war, dass ich ihn immer würde brauchen können, auch wenn ich Freunde oder einen Freund finden sollte.

„Mach's gut“, sagte er kurz vor dem Gartentor und bog ab, verschwand wohl irgendwie im Gebüsch.

„Du hast leicht reden“, dachte ich und zog meinen Hausschlüssel aus der Jackentasche. Als ich ihn ins Schloss steckte, nahm ich mir vor, weiterhin guten Willen zu zeigen.

Ich trat ein und stellte meine Tasche an die Wand. Als ich die Küche betrat, stellten sich mir schon die Nackenhaare auf: Hier war dicke Luft! Mama rannte hektisch zwischen brutzelnder Pfanne auf dem Herd, Küchenschrank und Esstisch hin und her. Ich sagte nichts, ich fragte nichts. Das kannte ich schon.

Trotzdem erklärte es mir Mama noch mal. Sie rief schrill: „Tut mir leid, tut mir schrecklich leid, ich hab's nicht pünktlich geschafft. Heute Morgen war der Handwerker da, und erst kam er ewig nicht und dann wurde er nicht fertig. Und dann musste ich ganz schnell machen, damit ich mein Programm durch bekomme. Ich hatte solche einen Stress, so einen Stress, und als mich in der Stadt Frau Frank ansprach, konnte ich gar nicht stehen bleiben, sondern musste gleich weiter. Und alles nur wegen dir, wegen den Lebensmitteln hätte ich ja nicht in die Stadt gemusst, aber da war ja noch dein Brief, den ich auf dem Postamt wiegen lassen musste.“

Routinemäßig sagte ich: „Der wäre nicht so dringend gewesen.“

„Doch, was meine Tochter, die Prinzessin aufträgt, das ist alles dringend und wichtig. Soll niemand sagen, dass ich dir nicht angemessen diene.“

Mir schnürte es den Hals zu. Nein, ich würde jetzt nicht wütend werden darüber, dass sie wieder mir die Schuld an allem zuschob.

Stattdessen fragte ich bewundernswert ruhig: „Kann ich dir was helfen? Lass mich doch den Tisch decken.“

„Nein, hau ab, du bist mir im Weg!“ Sie rammte mich mit ihrem spitzen Ellenbogen.

„Autsch“, entfuhr mir gegen meinen Willen.

„Selbst Schuld, was musst du unbedingt hier stehen und zusehen, wie deine Mutter sich abmüht!“

Ohne ein weiteres Wort verzog ich mich auf den Flur, nahm meine Tasche und ging nach oben in mein Zimmer. Obwohl ich die Tür hinter mir schloss, hörte ich Mama unten weiterschimpfen.

Ich setzte mich auf mein Bett, konnte nicht richtig atmen und auch nicht weinen. Meine Gefühle waren tot, existierten nicht mehr. Wie sollte ich nicht böse werden, mich nicht überheblich fühlen, wenn ich von solchen Menschen umgeben war? Wie sollte ich noch mitfühlen, wenn man mich zum Dank dafür fort stieß? Wie sollte ich anderen helfen, wenn sie mich nicht ließen? Elf, du hast keine Ahnung!

Ich begann, meine Tasche auszupacken. Bücher raus und ins Regal, außer die, die ich noch für die Hausaufgaben brauchte. Legte auch die Stifte bereit.

Plötzlich hörte ich von unten einen Rumms. Wenn sie Hilfe bräuchte, würde ich sie ihr gerne geben, aber ich wagte mich kaum in ihre Nähe, aus Angst, sie würde selbst verletzt noch genug Kraft haben, mich zu beißen, zu treten und zu beleidigen.

Dann schlich ich pflichtbewusst doch hinunter. Als ich vorsichtig die Tür öffnete, keifte meine Mutter: „Du hast aber lange gebraucht! In dieser Zeit kann man ja verbrennen oder verbluten! Dann wäre ich jetzt schon tot!“

„Brauchst du denn Hilfe?“ fragte ich durch die halb offene Tür.

„Frag nicht so blöd, natürlich brauche die! Meinst du, ich krieg das mit einer Hand wieder hin?“

Ich trat ein und sah, dass Mama mit einer Hand das Gewürzregal hielt, das umzukippen drohte, während sie mit der anderen in der Pfanne rührte.

„Was soll ich machen?“ erkundigte ich mich irritiert. „Die Pfanne übernehmen oder das Kästchen?“

„Frag nicht so blöd!“

Ich griff also nach der Pfanne.

„Das sieht dir wieder ähnlich, dir immer das Leichteste rauszusuchen! Meinst du,

das Gewicht tut mir nicht weh in der Schulter?“

Also überließ ich ihrer linken Hand die Pfanne, ging um sie herum und packte mit beiden Händen das Gewürzregal. Ich wollte es an die Wand zurück lehnen, wo es vorher auch gestanden hatte.

„Es hängt noch irgendwo fest“, bemerkte ich. Genau da fiel ein Gewürzglas herunter auf die Arbeitsplatte, der Deckel zersprang und rotes Pulver stäubte alles ein.

„Hoppla!“

„Du bist vielleicht blöd! Glaubst, ich hatte Zeit, die Gläser festzukleben oder was?“

„Ich schaff es nicht, irgendwo klemmt noch was. Du hast doch noch ne Hand.“

„Ja, aber mit der muss ich für die Prinzessin das Mittagessen richten, denn sie darf natürlich keine Minute länger als nötig warten müssen.“ Ich hasste diesen giftigen Ton, schluckte ihn aber, wie ich alles schluckte und schon einen ganz dicken Hals davon hatte.

Schließlich schaffte ich es doch. Ich fischte umständlich einen Topflappen und ein weiteres Gewürzglas hinter dem Regal hervor, so dass ich es wieder hinstellen konnte. Um mir weitere giftige Bemerkungen zu ersparen fragte ich erst gar nicht, ob ich das rote Pulver wegmachen solle. Ich nahm den Spüllappen und wischte einfach.

Als Mutter das sah, rief sie: „Aber doch nicht mit dem Spüllappen! Sieh doch, wie verklebt er jetzt ist! Ich muss ihn gleich in die Wäsche werfen, damit kann man ja nicht mehr arbeiten!“

„Ich hole einen neuen.“

„Lass es, wir essen jetzt.“

Schweigend aßen wir. Am liebsten hätte ich die Bratkartoffeln stehen lassen, ich hatte keinen Appetit mehr.

„Brauchst gar nicht so zu gucken“, fuhr mich Mama an. „Koch du mal mit einer Hand!“

Ich sagte nichts und wollte auch nicht wissen, warum das Regal umgestürzt war. Trotzdem musste sie es mir natürlich erzählen. Ich war nämlich wieder schuld. Weil sie wegen meinem Brief so spät dran war, musste sie unbedingt parallel zum

Kochen und Tischdecken noch mit einer Hand Gewürze heraussuchen, und weil sie keine Zeit hatte, genau hinzusehen, und weil ihr wegen der Hetze schon ganz schwindelig war, ... tja, so kam das alles, und ich war schuld. Ich nahm mir vor, mir keine guten Vorsätze mehr vorzunehmen.

„Du hörst mir gar nicht richtig zu“, fauchte sie mich an. „Was mir passiert, ist dir ja völlig egal. Wenn es nach dir ginge, hätte ich in der Küche verrecken können. Sie ging es nur darum, dein Mittagessen zu bekommen.“

„Wenn

Ich verriet ihn, ohne zu wissen, ob der Verrat belohnt würde. Im Grunde verriet ich mich selbst, weil ich eine Andere werden wollte, ein besserer Mensch. Richtig erschien es mir nicht, aber reizvoll. Spannend. Es galt eine besonders schwierige Prüfung zu bestehen. Kaum konnte ich mich auf die englischen Grammatikregeln konzentrieren, während ich unter der Eiche im lichten Schatten saß, auf weichem Moos, den Geruch von altem Laub und warmes Rascheln um mich herum. Aber der Elf kam nicht. Nie wieder, obwohl ich noch oft an diesem Ort auf ihn wartete. Manchmal wollte ich mir einreden, dass er sich nur denen zeigte, die ihn nicht erwarteten, dass man ihn mit Hoffen und Ausschauhalten vertreiben kann, so wie das Glück. Einen kurzen

Moment lang überlegte ich sogar zu guter Letzt, meinen Studienplatz verfallen zu lassen, denn dieser zwang mich, den Wald, die Eiche und die Hoffnung auf das Wiedersehen mit dem Elfen hinter mir zu lassen. Was natürlich dumm war, weil der Elf mich überall gefunden hätte, wenn er gewollt hätte.

Menschen wie der Elf sind mir inzwischen viele begegnet. Sie tauchen auf, sind enttäuscht und verschwinden wieder.

Muna Germann

Mitte Dreißig, Wissenschaftlerin, schreibt vor allem Fantasy-Romane, von denen neulich der erste herausgekommen ist: „Die Aschenpuhlerin“. Weitere sind fertig. Mehrere Anthologieveröffentlichungen.

Das Anwesen meiner Großeltern

Meine Großeltern bewohnten in meiner ostfriesischen Heimatstadt ein Haus, an das an der östlichen Seite ein kleiner Garten grenzte. An dessen nördlichem Ende befand sich ein noch größerer. Er maß etwa 600 Ar.

Im vorderen Teil des Hauses lebte meine Tante mit ihrem Mann, einem Tischlermeister und der hintere wurde von meinen Großeltern bewohnt. In früheren Jahren betrieb meine Großmutter eine Samenhandlung im vorderen Gebäude.

In dem hinteren Teil war ein Plumpsklo und außen ein Pissoir für die Männer. Daran schloß sich gleich ein Schuppen aus Holz an, in dem mein Großvater Schweine hielt. Am hinteren Teil des Schuppens befand sich ein aus Maschendraht gefertigter Stall für einige Hühner. Im Schuppen wurden noch weitere Gartengeräte, Futter und Brennmaterial wie Holz und Briketts aufbewahrt.

Der vordere Teil des Gartens beherbergte hauptsächlich Blumen und Kräuter und an der Grenze wuchs Rhabarber. Den gab es im Frühjahr, wenn er reifte, für uns Kinder

zum Probieren. Außer Rosen, Margeriten und anderen Blumensträuchern wuchsen dort auch Fliederbäume.

Im angrenzenden hinteren Teil reifte Obst und Gemüse. Mein Großvater erntete Zwetschgen, Kirschen, Pflaumen, verschiedene Apfel- und Birnensorten. Des weiteren Erd-, Johannis- und Himbeeren. Aber auch Spargel und Tomaten reiften da. Einmal durfte ich meinem Großvater beim Kartoffelpflanzen helfen. Dazu mußte ich kleine Löcher ausheben und ein, zwei Knollen hinein werfen. Mein Großvater schüttete das Loch wieder zu. Ich muß an die vier, fünf Jahre gewesen sein.

Unter einem Kirschbaum war der „Hexen-Tanzplatz“. Dazu harkte mein Großvater fein säuberlich das Laub weg und machte Fußabdrücke in den aus Rasen und Erde bestehenden Untergrund. Meiner Schwester erzählte er, daß dort die Hexen getanzt hatten!

An den Grenzen zu den Nachbargrundstücken wuchs rundherum eine circa 2 Meter große Hecke. Sie war fast undurchdringlich. Erst später, als mein

Großvater nicht mehr lebte und das Anwesen verwilderte, gelang es einigen Nachbarn hindurch zu kommen, um sich an den Früchten der Bäume zu laben.

An Dienstagen mochte niemand von uns Kindern in den Garten gehen. Hinter der nördlichen Grenze des Grundstücks befand sich das Schlachthaus einer Metzgerei und hier wurden die Schweine getötet. Vor ihrem Tod schrien und quiekten sie erbärmlich.

Eins war noch unangenehm und zwar war das, wenn im Frühjahr oder Herbst gedüngt wurde. Mein Großvater entleerte dann den Inhalt der Jauchegrube des Plumpsklos. Das war eine schwere und unangenehme Arbeit., die er mit einem Schöpfer, mit einem langen Stiel und Eimern verrichtete. Manchmal half mein Onkel. Klar, daß es Tage lang stank und jeder den Garten mied.

Einmal im Jahr schlachtete mein Großvater ein Schwein. Das hing dann aufgeschnitten und ausgeblutet unter der Bodenluke. Dies ist schon von mehreren Schreibenden geschildert worden, daher spare ich es mir hier. Erwähnenswert bleibt dabei, daß die frischen Würste und das Fleisch vorzüglich mundeten.

Elly, das Original

Es ist schmutzig im Zimmer, ein Kübel mit stinkendem Wasser. Die Fenster sind schon jahrelang nicht mehr geputzt. Auf dem Fußboden klettert eine Ratte über die staubigen Möbel. Eine alte Frau liegt mit ihren Klamotten im Bett. Sie kaut an einer alten, harten, trockenen Semmel. Schmeißfliegen schwirren immer wieder um den Bischkübel¹ herum. Die Alte hustet und spuckt einen großen Brocken von der Semmel aus ihrem zahnluckaden Mund auf den Fußboden. Die Fliegen kriechen ihr auf die schmutzigen Haare. Es riecht nach

¹ Bischkübel = Kübel mit altem nicht ausgeleertem Harn

Als der Garten noch blühte und viel geerntet wurde, errichtete ein Nachbar einen Zwinger im hinteren Teil. Hier bellten und winselten einige Hunde. Soweit ich mich erinnern kann, gehörten sie dem Metzger. Wir Kinder unterließen es, uns dem Zwinger zu nähern, zumal es dort abscheulich stank. Was mit den Tieren später geschah, weiß ich nicht mehr zu sagen. Sie verschwanden aber irgendwann. Später wurde in dem Garten ein Haus gebaut, das Gebäude meiner Großeltern abgerissen. Meine Tante, die nur noch dort wohnte, mußte wegziehen. Wie sie mir erzählte, hatten die Großeltern das Haus mit Grund und Boden „für’n Appel und ein Ei“ verkaufen müssen, um ihre Kinder in der Kriegszeit durchzubringen.

Karl Farr

1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichten-sammlung „Die Sache mit dem Floß“.

Tschulle² oder Bische in der Wohnung. Die Alte hat sich schon seit Langem nicht mehr gewaschen. Ihre Meerschweinchen in der Kiste liegen in ihren eigenen Bemmerln. Es ist eine kleine Wohnung. Verschiedene Möbel stehen in dem kleinen Zimmer, die so gar nicht zueinander gehören. In der Küche befinden sich in größeren Behältern Essensreste von vorgestern, die auch von den Fliegen angefliegen werden. Die Küchentür ist nur angelehnt. Zeitungen türmen sich in der Küche auf dem Fußboden. Elly, die Alte wartet schon ein paar Stunden auf ihre

² Tschulle = Urin

Base. Barbara hat versprochen zu kommen und sich um Elly zu kümmern. Endlich um ¼ 4 Uhr nachmittags geht die Küchentür auf und Barbara tritt herein. „Ich weiß genau, was du gestern und vorgestern getrieben hast; deine Nachbarkinder hast du umgebracht, geschlachtet, gekocht und gefressen, du Massenmörderin“, schreit Elly ganz außer sich und so, dass es im ganzen Haus zu hören ist. Barbara meint nur: „Hast du deine Tabletten genommen?“ Sie stellt Wasser in einem großen Reindl³ zum Wärmen auf den Gasherd. „Was machst denn du da, du Canaille, du elende, ich weiß, wer mir am Samstag im Caféhaus Veronal in den Kaffee gegeben hat, du warst es, du wolltest mich schon immer beseitigen, du Miststück, du...“

Barbara hört ihr gar nicht zu und gibt das warme Wasser in ein Schaffl und will Elly ausziehen, um sie zu waschen. Da schreit Elly: „Was willst du denn von mir, ich hab´ mich doch heute schon gewaschen, du willst mich verbrühen. Hilfe, Hilfe, meine eigene Base will mich abmurksen! Warum hilft mir denn niemand?“

Barbara sagt ganz ruhig. „Du lässt dich jetzt von mir waschen hörst du? Du hast einen üblen Körpergeruch, merkst du das nicht?“ „Wasch dich du lieber, du stinkst ja schon 100km gegen den Wind und zieh´ Leine, du Mörderin, hinweg mit dir, du Elende. Sieben Männer hast du schon ausprobiert und von jedem ein Kind, du Dirne, verschwinde endlich, ich will schlafen“, schreit Elly hysterisch. Barbara steht noch unentschlossen da. Elly springt vom Bett auf, eilt in die Küche, nimmt einen Schlüssel von der Wand und verschwindet in Richtung Gang, dabei entfahren ihr ein paar deftige Schas⁴, am Gang draußen bei der Nachbartür ist ein Riesenschas zu hören. Nach einer Weile kommt sie wieder in ihre Wohnung und krächzt: „So, des druckt mi nimmer und ich bin um ein paar Kilo leichter.“

Inzwischen hat Barbara das Fenster geöffnet. Frische Luft strömt vom nahen Park herein. Das Wasser, inzwischen schön

warm geworden, verwendet Barbara nun zum Fensterputzen, was bleibt ihr anderes übrig...

Elly schlüpft wieder in ihr warmes Bett, dreht sich zur Wand, träumt von den Meerschweinchen, die sich selbst ihr Kistchen mit kleinen Beserln reinigen

Elfriede Camilla Herold

in Wien/ Österreich geboren, arbeitet als Damenschneiderin. Seit 1984 schreibt sie Kurzgeschichten, Märchen, Lyrik, experimentelle Prosa, Schmunzelgeschichten, Satiren u.v.m. Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften und Internetforen im In- u. Ausland, zahlreiche Lesungen in Wien.

³ Reindl = 1l Gefäß oder Topf

⁴ Schas = Furz

Äste erzählen von Krähen

Als er bei diesem Baume vorbeisritt mit den eigenartigen Ästen und Zweigen gedachte er daran - und er erkannte den Baum von seine vielen Spaziergängen her-, daß er noch nie eine einzige Krähe auf einem der Äste entdeckt hatte. Es war eine uralte Eiche, schon größtenteils verholzt, vertrocknet. Auf einigen Zweigen konnte sich noch jedes Jahr frisches Blattgrün erneuern. Auch andere Vogelarten wie Finken oder Amseln schienen diesen Baum zu meiden.

Ein paar Jahre danach - wieder spazierte Erich an jenem Baume vorbei. Die Eiche hatte sich nicht verändert, auf denselben Zweigen bewegten sich leise die grünen Blätter. Alles war gleich geblieben, die vertrockneten, halb morschen Ästen.

Erich wollte gerade weitergehen, da sah er zum erstenmal eine Krähe im Geäst sitzen, von grünen Blättern umrahmt. Die Krähe saß eine Zeit lang ruhig, dann ließ sie ihr auffälliges Krah hören und dann wieder. Unweit der Eiche erwiderte eine andere Krähe den Laut. Diese Zwiegespräche der Gleichartigen wiederholte sich des Öfteren, Erich blickte in die Lüfte, da bemerkte er die zweite Krähe, die sich mit raschem Flügelschlag der Eiche näherte und sich neben der anderen Krähe niederließ.

Erich lächelte leise und beobachtete beide. Die eine war schlanker und kleiner. Dann sagte er in Gedanken: „Vielleicht sind es Geschwister, zwei Brüder (wohl kaum), zwei Schwestern (auch nicht) sie sehen sich zu verliebt an, Brüderchen und Schwesterchen (vielleicht)? Vielleicht zwei

Vettern (Unsinn) oder zwei Basen (Geschwätz). Es werden wohl ein Männchen und ein Weibchen, Braut und Bräutigam sein. Er sah wieder auf das Paar. Das Männchen versuchte seiner Braut einen Wurm in ihren Schnabel zu stecken. Aber diese erschrak vor dem wenig appetitanregenden Wurm und drehte ihren Kopf beiseite. Das Männchen versuchte es ein zweitesmal, auch diesmal verweigerte das Weibchen die Nahrung und rief Krah. Zornig verschlang der Bräutigam den großen Wurm.

Er mußte sich mit seiner ersten Niederlage begnügen.

Über Erichs Antlitz zog ein feines Lächeln und er dachte: „Du mußt noch viel dazulernen, aber du hast Zeit genug, ich glaube sie mag ihn, aber sie läßt ihren Verehrer zappeln.“

Erich nickte und ging seines Weges

Thilo Bachmann

von beruf gelernter gärtner, schreibt gerne kurzprosa, kurzkrimis, schmunzelgeschichten, lyrik, weihnachtsgeschichten, satiren, essays. in mehreren anthologien und zeitschriftenverlagen im in- und ausland veröffentlicht. hobby-pianist. steckenpferde sind fremdsprachen, literatur, musik, geschichte. Lieblingsautoren: dostojewsky, knut hamsun, gustav freytag. Bevorzugte komponisten: bach, beethoven, mozart, auch countrymusik, soul, blues.

Begegnung in der Tram

Der diesjährige, schon lange zu einer lieb gewonnenen Dauereinrichtung gewordene Besuch des zwei Mal im Jahr stattfindenden Jahrmarktes erstrahlt an diesem Abend in keinem gutem Licht. Seine derzeitige Stimmung, sie hat, wie er vorschnell annahm, einen Tiefpunkt vor einigen Monaten erreicht, wurde aber, so musste er gestern schmerzhaft erfahren, leider noch weiter abgesenkt. Vor drei Monaten auf den Tag genau, hat ihn seine Hilde einfach so verlassen, sang- und klanglos wie ein Zugvogel im Herbst, der vom inneren Drang getrieben seinen angestammten Platz verlässt, um in der Fremde ein Weiterleben zu erfahren. Nur kommen die Gefiederten wieder, bei Hilde ist ein Wiederkommen leider ausgeschlossen. Dieses „Leider“ wiegt aber, ist er zu sich selbst ehrlich, so muss er seinerseits auch „Leider“ hinzufügen, nicht allzu schwer. Es war mehr wie der Verlust einer lieb gewonnenen Gewohnheit; er erschreckt regelrecht über die Schmerzlosigkeit seines Herzens, als sie davonflog. Hat sie sich nicht schon länger aus seiner Seele geschlichen? Er muss wohl die Frage mit „Ja“ beantworten, Und dieses Ja tut ihm besonders weh. Sie hat mit „Ich will mehr erleben, habe eine dynamischere Antriebsquelle gefunden, sie kann mich viel weiter katapultieren als du mit deinem Pflegejob in der Klinik“ argumentiert und das saß. Gut nur, dass die ihm lieb gewordene Arbeit im Krankenhaus so anstrengend, das Team überaus menschlich und kollegial ist und somit jedwelchen Trübsinn, der bei solch einer Trennung zwangsläufig auf einen herabrieselt, sofort aufgesaugt. Nur die Zeit in der jetzt wegen fehlendem Beisammensein kälteren Wohnung wurde langsam fordernd. Zu seinem großen Bedauern ist auch noch heute beim Nachhausekommen Charlie, sein Goldfasanprachtkärpfling, tot im Aquarium geschwommen. Nicht dass er durch den Verlust einen Seelenfreund

verloren hätte, er und Hilde haben ihn bei einem gemeinsamen Freund in Erinnerung an eine Südamerikareise erworben. Er war aber das einzig Lebendige in der Wohnung. Charlie hat sich genau den richtigen Zeitpunkt zum Verschwinden ausgesucht. Den Fisch in seinem nassen Sarg liegen lassend, hat er sich schnell umgezogen, er muss heute Abend raus aus der toten Wohnung, um Lärm und Umtrieb zu erfahren.

Bei der Fahrt in der Straßenbahn fällt ihm eine unscheinbare, sie zielt sich im Gegensatz zu Hilde mit keinerlei blickfangreizenden Accessoires, zierliche Person auf, die gedankenverloren und in sich gekauert auf der Sitzbank ihm gegenüber sitzt. Sie hält eine Tasche in den Händen, deren Zustand darauf schließen lässt, dass ihre besten Zeiten schon längst der Vergangenheit angehören. Gekleidet ist sie mit einer Jeanshose, flachen Schuhen, Strümpfe sind nicht sichtbar - er schaut immer gerne zuerst nach ihnen, da Farbe und Beschaffenheit einiges über die Trägerin verraten -, einer dünnen Jacke, darunter einem rosa schon verblasstem T-Shirt. Eine Hochsteckfrisur ihrer dunkelblonden Haare sowie zwei kleine Ohringe schmücken ihr Haupt.

Draußen regnet es. Plötzlich muss sie niesen. Ein schneller Griff in ihre Tasche zaubert ein Taschentuch in ihre Hand, in welches sie sich lautstark die Nase schnäuzt. Dabei fällt ein Buch zu Boden. Ein ihm bekanntes, er hat es vor einigen Monaten gelesen und fand es ganz wunderbar. Die Frau beginnt ihn zu interessieren.

Sollte sie die Prozedur aber noch ein paar Mal wiederholt, so wird ihre Nase wie ein roter Leuchtturm dastehen und dann hat sie sich doch noch einen Blickfänger zugelegt, kommentiert sein Zuschauen weiteres Schnäuzen.

Es sind noch fünf Haltestellen bis zum Rummel.

Plötzlich kommt Bewegung in die

Fahrgäste vor ihnen. Taschen werden geöffnet, Portemonnaies gezückt, in Jacken und Hosen gekramt. Ein Kontrolleur arbeitet sich durch die Tram und verrichtet seinen Dienst. Er kommt immer näher und siehe da, in das Persönchen kommt nach dem Niesen weiteres, zusätzliches Leben. Sie wirkt etwas nervös und rutscht unruhig hin und her. Aha, diese Art der Nervosität kennt er. Auch er war vor einiger Zeit ohne Fahrausweis erwischt worden. Er wollte nur kurz zwei Haltestellen, wie heute auch bei starkem Regen, fahren und wurde dabei prompt erwischt. Der Kontrolleur hat inzwischen die Gegenübersitzende erreicht und sie aufgefordert, ihren Ausweis zu zeigen. Sie wühlt suchend in ihrer Tasche, er wartet geduldig, weiter passiert nichts. Da will ich die Gelegenheit nutzen, ein spontaner Einfall blitzt auf. Laut spricht er zu den beiden: „Aber Claudia, ich habe dich doch eingeladen. Sie müssen wissen, Herr Fahrkartenüberprüfer, ich habe ein Jobticket und damit kann ich, wie Sie sicherlich wissen, abends einen Erwachsenen oder zwei Kinder als Begleitung kostenlos mitnehmen.“

Ein verdutztes und ein verärgertes Augenpaar starren ihn an.

„Zeigen Sie mal ihren Fahrschein!“ herrscht er ihn an. Man kann ihm sichtlich die durch die Lappen gehende „Finderprämie“ für einen Schwarzfahrer ansehen. Er prüft eingehend Bild und Gültigkeitsdatum, schaut auf seine Armbanduhr, ob es bereits nach 19 Uhr ist, murmelt: „Diese blöden Firmenfahrscheine, ob der das auch bei einem alten Opa getan hätte ...“, gibt die Fahrkarte zurück und geht missläunig weiter.

Die Hochgesteckte stammelt nur: „Danke schön“. Sie ist ganz verlegen. „Wie kann ich ihnen danken? Ich habe leider kein Geld dabei, sonst hätte ich Sie auf eine Tasse Kaffee eingeladen.“

„Macht nichts. Sie können sich aber gerne revanchieren. Haben sie ein bisschen Zeit übrig, würden Sie mit mir zusammen über den Jahrmarkt bummeln? Ich habe einen großen Regenschirm dabei.“

Sie schaut ihn mit großen, ein wenig ängstlichen Augen an. Er kann es an ihrem Gesichtsausdruck ablesen, sie überlegt.

„Das Buch, welches Ihnen aus der Tasche fiel, ich habe es auch gelesen.“

Sie blinzelt ungläubig. „Ich habe es gestern geschenkt bekommen, bin erst auf Seite 49 angelangt. Mein bisheriger Eindruck, es ist ein etwas schwülstiger Liebesroman. Na gut, ich werde Sie begleiten, aber nur unter einer Bedingung. Wenn wir aussteigen, so muss mindestens ein Stern am Himmel zu sehen sein. Wie ich sehe, hat der Regen gerade aufgehört. Vielleicht haben Sie Glück.“

Es liegen noch zwei Haltestellen vor ihnen. Man nutzt die Zeit, um sich vorzustellen: Hans und Eva. Sie auf dem Weg nach Hause. Sonst will oder kann man keine weiteren Details von sich preisgeben. Hans hofft auf eine lange Regenpause.

Beim Aussteigen aus der Bahn weht eine Prise ihres Parfüms um seine Nase. Ein betörender schwerer Duft, gefällt ihm sehr, er weckt Erinnerungen, nicht gerade unangenehme und nicht an Hilde. Draußen richtet sie sofort den Blick nach oben. Der Himmel zeigt eine kleine nackte Stelle, ein schwacher Stern leuchtet dort.

Sie sehen ihn beide, danach sich gegenseitig in die Augen und er kann erkennen, es tut ihr nicht leid, dass Orion einen seiner Gesellen erstrahlen lässt.

Hans wird mutiger. „So, da ich, wie wir beide feststellen können, gewonnen habe, möchte ich noch einen Wunsch äußern. Wollen wir den Schrecken, den der Kontrolleur dir eingejagt hat, mit einem Besuch in der Geisterbahn ausgleichen? Ich habe als Kind immer einen Heidenrespekt und furchtbare Angst dort drinnen gehabt. Aber zu zweit kann nichts passieren und - ich kann ja dabei deine Hand halten.“

Friedrich Müller

geboren 1961 in Rumänien, studierte in Karlsruhe Informatik, lebt zur Zeit in Rastatt, schreibt Gedichte und Kurzgeschichten

Der Sinn von Allerheiligen

Gedankenverloren ging Silvana über den Friedhof, auf dem erst vor wenigen Monaten ihr Onkel begraben worden war. Es war still, an diesem ersten November. Allerheiligen! Als einziges hörte man einige Vögel zwitschern, die nicht gen Süden geflogen waren, sondern geblieben waren, und wie die Kieselsteine leise unter Silvanas Schuhsohlen knirschten.

Die junge Frau musste unbedingt einmal raus, dem Alltag entfliehen! Sie hatte sich wieder mit ihrer Mutter gestritten. Und obwohl sie längst von Zuhause ausgezogen war, war das doch etwas, was sie immer noch sehr mitnahm. Zum Glück hatte sie einen lieben Mann gefunden, der sich stets bemühte, ihr diese Sorgen abzunehmen.

Überhaupt waren ihre Familienverhältnisse nicht gerade einfach. Von Kindheit an hatte sie sich von der Mutter abgelehnt gefühlt. Dennoch versuchte sie den Kontakt nicht vollkommen abbrechen zu lassen und immer aufs Neue mit ihr ins Reine zu kommen. Wenn sie deswegen wieder einmal zu schlimm litt, ging sie oft auf den Friedhof. Hier draußen konnte sie abschalten und vieles vergessen.

Sie ging heute jedoch nicht direkt zum Grab ihres Onkels. Sie schlenderte über den ganzen Friedhof, um die Kerzen zu betrachten, die die Menschen an dem heutigen Feiertag entzündet hatten. Sie liebte dieses Bild: Die vielen, kleinen flackernden Lichter sollten die schon früh dunkel werdenden Herbsttage ein wenig erhellen. Sie fühlte sich geheimnisvoll gestimmt, genauso wie auch die Jahre zuvor, als sie das Grab ihrer Oma besuchte. Dies würde noch lange danach anhalten.

Die Stille um sie herum war Balsam für ihre Seele und die Kühle an diesem späten Herbsttag war eine Erholung nach den vielen, langen Hitzetagen dieses Sommers. Dass es schon empfindlich frisch geworden

war, bemerkte sie nicht nur an den konstant sinkenden Temperaturen, sondern auch daran, dass sie bereits ihren Atem sehen konnte, der sich mit der frischen, klaren Luft vermischte.

Sie liebte zwar den Sommer, aber wenn es dann doch schließlich Herbst geworden war, konnte sie sich an all den lebendigen Farben, die diese Jahreszeit mit sich brachte, kaum satt sehen. Und auch wenn die Blätter der Bäume langsam fielen und dessen fröhliches Bunt einem Grau in Grau wich, wurde sie nicht minder müde, zu beobachten, wie die Natur sich wandelte.

Sie machte dann lange Spaziergänge, von denen einer sie heute auf den Friedhof führte. Und während sie an den schmuck hergerichteten Gräbern vorbeiging, erblickte sie plötzlich eine alte Frau, die sie hier noch nie gesehen hatte, und die ihr dennoch sehr bekannt vorkam.

Silvana erschrak, denn die Frau sah irgendwie seltsam aus. Heimlich beobachtete sie sie und wunderte sich, als sie sah, dass diese auch in Richtung des Grabs ihres Onkels ging. Dies kam ihr noch eigenartiger vor. Sie überlegte, ob sie nicht lieber einen anderen Weg einschlagen sollte, doch sie war neugierig. Also ging sie weiter! Nachdem sie einmal den ganzen Friedhof überquert hatte, beschloss sie, dass sie nun ebenfalls das Grab ihres Onkels ansteuern wollte.

Als sie beinahe direkt neben der Frau stand, wunderte sie sich erneut, denn diese schien sie überhaupt nicht zu bemerken. Sie beobachtete die andere heimlich, als sie ein Grablicht aus der Tasche holte, es anzündete und in die kühle Erde der Totenstätte stellte. Dabei war sie konzentriert bei der Sache und zögerte nicht, als habe sie sich vorher genau überlegt, was sie tun würde.

Silvana wollte etwas sagen, doch die Stimme versagte ihr, denn als die Frau aufblickte, erkannte sie sie: Es war ihre Großmutter, die vor langer Zeit schon verstorben war! Wie seltsam: Sie sah noch genauso aus wie vor zwanzig Jahren. Aber ihr Gesicht war totenblass und sie wirkte durchscheinend. Ihre leblosen Augen aber begannen zu lächeln, als sie Silvana erkannte.

Silvana wich erschrocken zurück. Sie schluckte! Sie wusste nicht, was sie tun sollte. Mit einem Geist hatte sie es noch nie zu tun gehabt. So wusste sie auch nicht, wie sie sich verhalten sollte. Trotzdem nahm sie all ihren Mut zusammen und sagte leise, um die Frau nicht zu erschrecken: „Oma!“

Der Geist blickte sich auf der Stelle zu ihr um, sah Silvana mit großen Augen an und fragte: „Du kannst mich sehen?“

Silvana nickte benommen und antwortete: „Ja! Das kann ich!“

„Wie schön!“ sagte die Frau erfreut. „Was habe ich alles versucht, um mich dir bemerkbar zu machen. All die Jahre seitdem ich gestorben bin, habe ich versucht, dich anzusprechen, doch es hat nicht geklappt. Nur im Traum konnte ich mich dir zeigen. Dabei habe ich doch eine Botschaft für dich!“

„Eine Botschaft?“

Die Frau nickte und Silvana wurde hellhörig. Doch gerade als die Frau antworten wollte, schien sie es sich anders zu überlegen und sagte stattdessen. „Ich bin gekommen, um meines Sohnes zu gedenken.“

„Onkel Werner?“

Die Frau nickte!

„Das hatte ich auch vor!“ bemerkte Silvana.

„Ich kann immer noch nicht glauben, dass er tot ist“, sagte die Frau. „Ich erinnere mich noch genau daran, als er ein kleiner Junge war!“

Silvana weinte beinahe. Niemals hätte sie sich vorstellen können, ihre Oma tatsächlich noch einmal wieder zu sehen. Und nun stand sie hier, neben ihr. Ihr zu begegnen war eigenartig bizarr und

dennoch wunderschön. Dennoch fragte sie sich, warum sie all das ausgerechnet heute erleben durfte. Das musste doch etwas zu bedeuten haben. Schließlich kam sie nicht zum ersten Mal her. Doch niemals hatte sie ihre Großmutter gesehen. Warum also ausgerechnet heute?

Und dann sagte der Geist es auch schon: „Heute ist ein besonderer Tag!“

„Ja, heute ist Allerheiligen!“ entgegnete Silvana. „Der Tag, an dem die Kluft zwischen den Lebenden und den Toten besonders dünn ist!“

„Ja!“ erklärte die Frau. „Vielleicht kannst du mich auch deshalb sehen. Aber das ist es nicht nur!“

„Was denn noch?“

„Ich bin gekommen, um dabei zu sein, wenn mein Sohn, dein Onkel, endlich heimgeholt wird!“

Silvana verstand kein Wort: „Heimgeholt?“

„Ja!“ sagte die Frau. „Er ist endlich bereit, in die Ewigkeit einzutreten, und ich möchte ihm dabei helfen.“

Silvana schluckte. Das konnte alles nicht wahr sein. Nein! Das war etwas, was sie niemals geglaubt, geschweige denn erhofft hatte. Doch durfte sie tatsächlich demnächst etwas derart Einmaliges erleben, was nicht zu beschreiben war. Sie würde nicht nur dabei sein dürfen, wenn ihr Onkel hinüberging, sondern auch, wenn sich Mutter und Sohn das erste Mal nach so langer Zeit endlich wieder in die Arme schließen durften.

„Wann ist es denn endlich so weit?“ fragte Silvana ungeduldig und schämte sich fast dafür.

„Immer ruhig!“ sagte der Geist. „Ungeduld ist das Laster der Lebenden!“

„Da sagst du wohl etwas Wahres, Oma!“ Dann fiel ihr etwas ein: „Oma! Warum wird Onkel Werner erst heute heimgeholt? Er ist doch schon vor einiger Zeit gestorben!“

„Es heißt, er konnte sich noch nicht lösen vom irdischen Dasein!“ antwortete die alte Frau. „Du musst wissen, dass er seine Frau und seine Kinder über alles geliebt hat. Ich

denke, dass er sich von ihnen einfach nicht trennen konnte!“

„Ja, ich weiß, dass Onkel Werner sehr an seiner Familie hing“, sagte Silvana. „Und ich hätte mir auch gar nicht vorstellen können, dass er einfach so gegangen wäre.“

Stille! Plötzlich geschah etwas, was Silvana niemals wieder würde vergessen können. Das Grab ihres Onkels öffnete sich. Durch das Beet ging ein Riss, über dem die Erde zerbröselte. Die junge Frau atmete nicht mehr und fühlte sich gänzlich unfähig, etwas zu sagen. Sie stand da und konnte kaum fassen, geschweige denn begreifen, was sie sah.

Das Grab, das genauso aussah wie alle anderen, wurde nun, als es sich öffnete, zu etwas ganz Besonderem, Einzigartigem. Dass aber genau das, in diesem Augenblick vielerorts auf demselben Friedhof geschah, ahnte Silvana nicht. Denn das konnte sie nicht sehen. Woher sollte sie wissen, dass ihr Onkel nicht der Einzige war, der an diesem besonderen Abend heimgeholt wurde? Sie sah nur, wie sich der Park immer mehr mit meist schwarz gekleideten Menschen füllte und wie es plötzlich nicht mehr still war, sondern ein geschäftiges Hin und Her herrschte, was ihr nicht behagte. Sie fühlte sich beobachtet und hatte doch gehofft, bei dem was gleich geschehen sollte mit dem Geist ihrer Oma allein zu sein. Als sie jedoch bemerkte, dass niemand um sie herum sie sonderlich beachtete, beruhigte sie sich innerlich wieder. So verfolgte sie mit angehaltenem Atem weiter, was geschah, und blickte

g rrgg ggggehofftzuc (he0 Tc (rg) empfj0.12 Tc (n) Tj0 Tc (em) Tj0 -13.8 TD (Atn.r.) Tj4.68 T

immer nur das zu tun, was man selber will? Zählt die Liebe eines Menschen nicht viel mehr als alles andere auf der Welt? Doch um die zu erhalten, muss man auch selbst etwas dafür tun und wenigstens ab und zu seinen eigenen Willen hinten an stellen. Höre auf mich, mein Kind und du und deine Mutter werdet noch eine wunderschöne Zeit haben!“

Silvana weinte noch immer, während sie ihrer Oma zuhörte. Und sie schniefte auch noch, als die beiden Geister sich lächelnd von ihr verabschiedeten und sich, mit dem Blick gen Himmel, ins Nichts auflösten.

“Ruhet in Frieden!“ flüsterte die junge Frau, bevor sie sich wieder dem Leben zuwandte. “Ich werde euch nie vergessen!“ Langsam entschloss sie sich, den Friedhof wieder zu verlassen. Lange musste sie noch über das gerade Erlebte nachdenken.

Und auch wenn es ihr noch immer unverständlich blieb, eines hatte sie jedoch begriffen: den wahren Sinn Allerheiligens.

Amelie Andrews

geboren 1966 hat schon sehr früh ihre Liebe zum Lesen entdeckt. Nicht lange danach beginnt sie davon zu träumen, selbst Geschichten zu schreiben, ihrer Phantasie freien Lauf zu lassen und so erfundenen Personen Leben einzuhauchen, um mit ihnen dann zusammen ihre Geschichte zu erleben.

Amelie Andrews schreibt mit Vorliebe Mystik & Fantasy. Nach einigen Ausflügen in andere Genres ist sie wieder zu diesen Bereichen zurückgekehrt. Nach Kurzgeschichten und Gedichten ist nun ihr erster Fantasy-Roman in Arbeit.

Aus dem Tagebuch meiner Enkeltochter Eva-Lotta

- Wie das Arbeitsamt meiner Mutter Hippi einen Job verschaffte – ein modernes deutsches Märchen aus einem teutschen Arbeitsamte nach einer wahren Begebenheit

Es konnte immer mal passieren, dass jeder in der Familie ab und zu fix und fertig war, besonders wenn es Mama Hippi betraf, und Papa Malte daraufhin in seiner plastischen, bildhaften Sprache uns anhielt, immer fleißig zu lernen und zu arbeiten im Leben wie Mutter Hippi, die augenblicklich arbeitslos zu Hause rumhockte und alle nervte, weil ihr das viele Arbeiten und Lernen im Leben als Überqualifizierte bisher in diesem Staate nichts einbrachte. Und wenn ihr die Leute im Hause

begegneten, die noch eine Arbeit hatten, in diesem Lande, in dem das Recht auf Arbeit als Menschenrecht gilt, schaute sie immer auf die andere Seite der Treppe, auf der sie zwar nichts sah, aber trotzdem hinschaute, so lange bis die Arme abstarben und die Beine zitterten.

Das Arbeitsamt hat also einen Sieg über Mama Hippi errungen und sie arbeitslos gemacht. So wurde sie in die minderwertige, gedankenlos-leichtfertige Masse geworfen, und ihr geistiges Niveau

ließ laufend nach, wie wir merkten. Unsere Erneuerungsbewegung an und bei ihr in Form von Hausaufgabenbetreuung war zwecklos. Denn ohne Arbeit sein bedeutet – wie unser Sozialkundeführer sagte – die unvermeidliche Fixierung des geistigen Niveaus auf der niedrigsten zur Existenz nötigen Stufe.

Wenn wir mit Mama Hippi im Arbeitsamtflur wie im Fernsehen in der ersten Reihe sitzen und auf Arbeit für Mama warten, wenn die Arbeitsamtsmitarbeiter sich errötend und ungelenkt verbeugen mit der Kaffeetasse in der Hand, bevor sie ihr Werk mit Mutter Hippi beginnen, was höchst langsam oder gar nicht vorwärts geht, weil dort zu viele Mitarbeiter sitzen oder stehen oder gehen, dann ist ‚Scheiße‘ nur der normale Ausdruck unserer Missbilligung. Bei dieser Gelegenheit fragt Mama Hippi, die dann auf uns Kinder zeigt, ob sie nicht mal dran kommen könne. Jedes Mal sagt dann das Männchen mit dem unerfüllten Sehnsuchts Gesicht, dass es heute nicht so schnell gehe. Aber dann versetzt er Mama Hippi doch in eine Traum- und Rauschwelt, weil er sagt, sie solle in ein paar Tagen ein Wunder erwarten.

Aber bevor sie das Wunder erleben darf, muss sie immer ihr ganzes Drum und Dran auf diesem Amte vorzeigen, was sie so als brave Bäckerfrau vorzuzeigen hat, und das ist oben herum nicht wenig. Anders sah das auf dem Sklavenmarkt des alten Roms auch nicht aus. Und zufrieden schaut das Männchen an ihr herum, sagt dann aber, dass Bäcker zur Zeit nicht gebraucht werden. Da meint Mutter Hippi, gut, ich bin auch bereit, was anderes zu machen, zum Beispiel für meine Kinder gut zu kochen, worauf wir uns bei diesem Satz besonders über das Wort ‚gut‘ freuen und das Mittagessen gar nicht mehr erwarten können. Bei diesem Satz verstummen wir Kinder also und sehen sehr ernst auf Mama Hippi und auf den Arbeitsmenschen, der uns nicht kennt; das macht aber nichts, denn hier sind wir ja keine Menschen, sondern bloß Nummern, und deshalb danken wir jetzt schon Mutter Hippi für

das gute Essen nummernbewegt. (Leider hat die Geschichte aber einen Haken: Wenn das Essen schmeckt, kocht immer Oma Regula.) Da aber fährt dieser Arbeitsberater erschrocken zurück, sieht wieder uns Kinder an und denkt sich seinen Teil, denn wir sehen mal wieder wohlgenährt aus, nicht wie Hartz-IV-Kinder auszusehen haben. Endlich sagt er, dass er vielleicht doch etwas habe, aber das müsse er sich erst noch überlegen.

Dann ging es Schlag auf Schlag, denn das Überlegen dauerte nur ein halbes Jahr. In dieser Zeit hielt sich Mama Hippi mit Schwarzarbeiten zu Hause über Wasser wie Staub wischen, Teller abwaschen, Kartoffeln schälen, Kinder erziehen und Betten machen. Schließlich konnte sie sich zu Hause vor lauter Schwarzarbeit gar nicht mehr retten.

Doch das Allerschönste: Vom Amt bekam sie einen Brief. Gleich machte sie sich ans Lesen, schrie aber auf und stand mit einem Male vor dem bis auf den Boden reichenden Spiegel und musterte ihre bäckerlich abgerundete Mädchengestalt. Wir sollten gefälligst ihren Leib beschauen, befahl sie eindringlich. Wir taten ihr den Gefallen, ihren massiven Körper zu begucken, der unruhig vor dem großen Spiegel wiegte.

Zur Bundeskanzlerin würde dieser Leib reichen, sagte Papa Malte spitzig. Denn mit diesem Posten erreicht ein solcher mütterlicher Leib eine große Popularität. Wer mit so einem Leib durch die Gegend rennt, wirbelt immer viel Staub hinter sich auf.

Hoffentlich liest sie nun endlich mal den Brief vom Arbeitsamt vor und sieht nicht immer so schief auf ihren Körper, rumorte Opa. Aber Oma Regula sagte gleich, dass man einen Amtsbrief mit Bedacht erwartet und liest, und ihre Tochter solle endlich mal sagen, was drin steht! Dann schälte sie weiter Kartoffeln, denn sie machte gerade einen guten deutschen Eintopf.

Mama Hippi begann vorzulesen – sie freuen sich, mir eine Beschäftigungsmöglichkeit vorschlagen zu können. Bruder Friedbert dachte sofort an

die Erhöhung seines Taschengeldes. Fotomodell soll sie machen, das heißt, wenn jemand kommt, soll sie sich diesem sofort anbieten! Für Aktfotos, und als Lohn und Gehalt kriegt sie 20 Euro. Ob denn das wirklich drin steht im Amtsbrief der Bundesregierung, wollte Oma Regula wissen, der gleich der Schweiß auf der Stirn stand.

Ich saß auf meinem Stuhl und suchte schon die Seite in der BRAVO heraus, auf der Mutter Hippi's Leib mit Kurven gedruckt werden sollte, gleich zwischen Britney und Paris!

Und gleich morgen solle sie sich beim Nacktfotografen angezogen vorstellen. Es dauerte lange, bis Mutter Hippi's Schock zu Ende war und sie auf einen Stuhl fiel, der unter ihrem Gewicht knarrte. Selbst das Bild im Fernsehen flackerte. Dann rannte sie wieder vor dem Spiegel hin und her. Sie würde gleich das Bewusstsein und die Menschenwürde verlieren, kreischte sie. Das würde er nicht glauben, sagte Papa Malte und musterte ihren vollen Oberkörper; so verherrlichte er unsere Bäckerin. Dieses Lob von Papa Malte brachte Mama Hippi dazu, wieder vor den Spiegel zu rennen und wie trunken zu behaupten, dass sie für ein Nacktmodell doch viel zu dick sei. Eine Frau mit reiner Weste brauche sich vor keinem Fotografen zu verstecken, säuselte unser Bekannter. Und sie würde höchst interessante Wege betreten, die mit einer Bäckerin nun wirklich nichts gemein haben!

Und was wäre mit ihrer Unschuld? Natürlich wußte zu dieser Unschuld niemand etwas zu sagen, nicht einmal Oma Regula, die ihre Tochter gleich an ihre Trümmerfraubrust heftete, als ob sie ihr ein bißchen Fett wegdrücken wollte, damit sie doch noch als Fotomodell beim Arbeitsamt und vielleicht bei dieser Klum auftreten könnte.

Schade, dass es nicht in allen deutschen Arbeitsämtern solche Jobs gibt. Aber wer kennt schon die Bewegungsgesetze dieser

Ämter, die immer so tun als hätten sie richtige Berufe zu vergeben, nur solche, die die Menschenrechte fördern, zum Beispiel Straßenfeger oder Schornsteinfeger in ihrer Kluft – wie sollte denn Mama Hippi in ihrer Nacktmodellkluft auf der Straße aussehen! Obwohl, bei dieser Klum sagte mal einer: Nacktmodell am Abend – erquickend und labend!

Trotzdem können wir dieses Land noch einigermaßen gut ertragen, und Opa und Papa Malte müssen nicht gleich zum Arbeitsminister nach Berlin fahren, zu diesem Scholze oder wie das Ding heißt, und sich dort über die Behandlung dicklicher deutscher mittelalterlicher Bäckerfrauen und Mütter beschweren und ihm Mutter Hippi's körperliche Breite vorführen, damit die Bundeselise Frau Merkel weiter sagen kann, dass die Arbeitslosigkeit verschwindet und der Aufschwung bei Mutter Hippi endlich angekommen ist.

Wir sind ja schließlich keine Schovinisten, und manchmal bestimmt nämlich auch die Art der Geschichte ihren Menschenrechtsstandort!

Holger Hartenstein

1940 in Meißen geboren, derzeitige Tätigkeit Honorarprofessor im Europäischen Bildungswerk für Beruf und Gesellschaft für Germanistik und Kommunikationswissenschaften. So auch meine Studienrichtungen.

Seit 1972 wohne und arbeite ich in Halle/Saale und in Bennstedt, unweit Halles. Schreibe Gedichte und Kurzgeschichten, von denen einige gedruckt wurden, aber auch literaturtheoretische Veröffentlichungen. Neben der Literatur großes Interesse für klassische Musik – die Italiener, Beethoven und Chopin insbesondere.

Lyrik

Fräulein Jeans

Fräulein Jeans hat Beine,
Schlank wie Reiherschnäbel
Und Brüste wie Löwenzahnblüten
Aus der Kreidezeit.

Ihr Nabel ist Mittelpunkt
Heimischer Osterinseln.
Und im Nest ihrer Augen
Plärren neun Kuckucksjunge.

Und wenn sie geht, dreht sich Newton
Unruhig um im Grabe
Und überprüft die Gesetze
Menschlicher Gravitation.

Ihr Haar ist ein Kinderheim
Von bürstenlosen Eltern,
In dessen Schlafkammern sich
Dreißig Prinzen verbergen.

Fräulein Jeans hat Wangen,
Auf denen sich Vernunft
Alle Rippen bricht
Und selbst beim Säen von Küssen.

In ihren Pupillen sucht
Die Polizei meine Leiche
Seit Tagen. Doch ich liege
Gaffend zu ihren Füßen.

Kurt May

*Ich wurde 1940 in Komar/Tschechien
geboren, bin verheiratet und habe bis zum
Sommer 2005 als Lehrer gearbeitet. Von
mir wurden bisher Gedichte, Fabeln,
Aphorismen, Kurzgeschichten und Satiren
in Literaturzeitschriften und Anthologien
abgedruckt.*

Der Frühling und du

Rapsgelber Mai
betört meine Sinne

Treckerspuren
locken mich

in eine gewaltige Duftorgie

Doch das
dicht gewobene
undurchdringliche Grün
verwehrt mir
den Weg

Neben mir
der Frühling

und du
so fern von mir

Der Weisheit letzter Schluss

Rentner
als Berufsfachleute gesucht

um den Youngstern
Erfahrungen zu vermitteln

aber mit fünfundfünfzig
keine Chance auf dem Arbeitsmarkt

Ist das
der Weisheit
letzter Schluss?

*mary west
geboren 1953, in der Altenpflege tätig,
schreibt seit 2002 und wurde schon
vielfach veröffentlicht*

Beziehungskiste

Ich träumte
daß es für mich einen Platz
in einem schönen neuen Gebäude
mit vielen großen Fenstern
und vielen freien Sitzflächen
gäbe.

Ich zögerte so lange
bis alle Plätze besetzt waren.
Stattdessen wischte ich
in unserer unordentlichen Beziehung
Staub
und hängte die alten Klamotten
ordentlich auf einen Bügel.

Jutta Miller-Waldner

*lebt in ihrer Geburtsstadt Berlin, schreibt
Fantasy, Kindergeschichten,
Kurzgeschichten und Lyrik. Zahlreiche
Veröffentlichungen in Literatur-
zeitschriften und Anthologien, viele
Lesungen in Deutschland, Spanien,
Österreich und Ungarn, ein Literatur- und
mehrere Anerkennungspreise. Ein
Lyrikband: „Der Traum eines
Schmetterlings“; ein Sachbuch: „Am
Anfang war die Phantasie: Über die
Geheimnisse der Schreibkunst.“
Vorsitzende der Interessengemeinschaft
deutschsprachiger Autoren (IGdA),
Leitende Redakteurin der „IGdA-aktuell“.*

Wachsende Stille

, wenn einem beizeiten Worte fehlen
darf man sie auch nicht grundlos quälen

ganz schlicht und still die Klappe halten
statt Selbstgefälligkeit in O-Ton-Spalten

keine spitzfindig liebäugelnde Rhetorik zimmern
und selbst von Ahnung keinen Schimmern

weil postmoderne Quatschkultur
nährt schnöden Schein rund um die Uhr‘

*geschrieben
April 2008*

Essen/ Ruhr

*Arno
Peters*

Rezension: „Hundert Tage“ von Lukas Bärfuss

Aus dem Klappentext: „April 1994, in Kigali wütet der Mob. David, Mitarbeiter der Schweizer Entwicklungshilfe, hat das Flugzeug, mit dem die letzten Ausländer evakuiert wurden, abfliegen lassen. Er versteckt sich hundert Tage in seinem Haus, vom Gärtner mit Nahrung versorgt – und mit Informationen über Agathe, Tochter eines Ministerialbeamten, die der Grund für sein Bleiben ist. Die vergangenen vier Jahre ihrer Liebe ziehen ihm durch den Kopf, die Zeit, die er als Entwicklungshelfer in Kigali verbrachte. Millionen wurden in ein totalitäres Regime gepumpt, das schließlich, als es die Macht an eine Rebellenarmee zu verlieren drohte, einen Genozid organisierte. Auch David wurde zum Komplizen der Schlächter, und als die Aufständischen Kigali einnehmen, flieht er mit den Völkermördern über die Grenze. Dort findet er in einem Flüchtlingslager Agathe wieder, aber es ist nicht die Frau, die er einmal liebte.

Lukas Bärfuss' minutiös recherchierter Roman berichtet von Menschen, die das Gute beabsichtigten und das Böse bewirkten. ‚Hundert Tage‘ erzählt ein dunkles Kapitel aus Afrikas Geschichte, in das wir tiefer verstrickt sind, als wir glauben wollen.“

Man kann diesen Roman auf zwei Arten lesen: als Roman über Gut und Böse sowie über die Liebe, aber auch als Fachbuch, um mehr darüber zu erfahren, was damals geschah.

Als Dokumentation fand ich das Buch nützlich, weil es tief gräbt, was Ursachen und Wechselwirkungen angeht. Ganz einfach zu verstehen ist der Völkermord in Ruanda ja nicht, vor allem nicht für Europäer, die davor und danach nicht viel über dieses Land gehört haben. Ruanda wurde mich für glaubhaft und greifbar lebendig: seine Landschaften, seine Menschen, seine Geschichte. Bärfuss'

kritische Betrachtung der Entwicklungshilfe zwingt zum Nachdenken. Beispielsweise dass Entwicklungshilfe nicht funktionieren kann, ohne dass man die örtliche Korruption schmiert. Bevor man ein Waisenhaus bauen darf, braucht das Dorf erst eine asphaltierte Zufahrtsstraße und der Bürgermeister ein eigenes Telefon. Und wie so letztlich Entwicklungshilfe kriegsunterstützend wirkt, obwohl alle nur das Beste wollen wie Wasser für alle, Schulbildung für das Volk und Demokratie für das ganze Land. Als neue Erkenntnis nehme ich aus diesem Buch mit, dass in Ruanda eben nicht ein gequältes, unterdrücktes und heimlich im vorkolonialistischen Barbarismus verhartetes Volk austrastete und die auferzwungene Zivilisation abstreifte. Nein, es handelt sich um ein Volk, dessen Spaltung in zwei Lager von Kolonialmächten und Entwicklungshelfern gefördert, ausgenutzt oder zumindest als unabänderlich akzeptiert und im Personalausweis dokumentiert worden war. Um einen nie versiegten, traditionellen Hass, der sich moderne Infrastruktur, zivilisierte Gründlichkeit und den kultivierten Zusammenhalt zunutze machte, um noch gründlicher als jemals zuvor „die anderen“ zu vernichten. So als habe Ruanda von Europa erst gelernt, wie man Stammesfehden effizient durchführt, und außerdem die Mittel dazu erhalten. Bärfuss formuliert so: „...aber jetzt weiß ich, dass in der perfekten Hölle die perfekte Ordnung herrscht, und manchmal, wenn ich mir dieses Land hier⁵ ansehe, das Gleichmaß, die Korrektheit, mit der alles abgewickelt wird, dann erinnere ich mich daran, dass man jenes Höllenland auch die Schweiz Afrikas nannte, nicht nur der Hügel und der Kühe wegen, sondern auch wegen der Disziplin, die in jedem

⁵ Anm.: die Schweiz!

Lebensbereich herrschte, und ich weiß jetzt, dass jeder Völkermord nur in einem geregelten Staatswesen möglich ist, in dem jeder seinen Platz kennt und auch nicht der unscheinbarste Strauch zufällig an einer bestimmten Stelle wächst und kein Baum willkürlich gefällt wird, durch einen Beschluss, der auf einem dafür bestimmten Formular und von einer dafür eingesetzten Behörde erlassen wird.“

Leider diskutiert der Roman weder Lösungen des Dilemmas noch die Folgen der Massaker für die Seele der einzelnen Betroffenen. Gut, das tun andere. Beispielsweise habe ich neulich in einem anderen Buch gelesen, dass Äthiopiens Kaiser in den 70ern Missionare in Gebiete schickte, in denen Stammesfehden Unruhe und Tod verursachten. Weil nämlich das Wirken der Missionare bereits in anderen Gebieten innerhalb weniger Jahre zur Beendigung solcher Fehden geführt hatte. Eines darf man beim Lesen des Romans nicht vergessen: Die gesamte Geschichte des Bürgerkriegs wird aus der Perspektive Davids erzählt, was dazu führt, dass nicht alle Aspekte der Geschehnisse sichtbar werden. Weitere Recherchen sind daher nützlich, um ein vollständigeres Bild zu erhalten. Und natürlich gibt der Roman Lukas Bärfuss' Ansichten wider. Aber das ist in einem Roman ja üblich. Mir hat das Buch jedenfalls einige wichtige Einblicke und Gedanken gewährt, die mich dazu angeregt haben, mich noch weiter mit Afrika zu beschäftigen.

Und wie ist das Buch als Roman? Bereits auf den ersten Seiten dachte ich mir, dass er sich wie ein typisches Erstlingswerk liest: indirekte Rede, wo direkte genauso möglich gewesen und lebendiger gewesen wäre, unnötige Substantive, blasse Adjektive. Mit der Zeit verbessert sich der Schreibstil etwas (ebenfalls typisch für ein Erstlingswerk). Allerdings kann die Verwendung von Fäkalsprache den schwachen Schreibstil nicht wirklich ausgleichen. Ich bin nicht prinzipiell gegen unanständige Wörter, wo sie eine Person charakterisieren oder deren besonders

starken Gefühle ausdrücken. Aber dies war leider hier nicht immer gegeben, sondern ich empfand die starken Ausdrücke meist deplaziert. Sehr gerne gelesen habe ich aber die Schilderungen von Landschaften und Stimmungen. Und den Bussard als durchgängiges Symbol des Buchs empfand ich als hochgradig literarisch.

Irritiert hat mich, dass der Autor niemals, nicht ein einziges Mal den Namen „Ruanda“ verwendet und auch „Hutus“ und „Tutsis“ schreibt er nie. Da ist die Rede von „diesem Land“, scherzhaft wird von der „Kronkolonie“ gesprochen und von einzelnen Regionen und Städten. Nur eben nicht von „Ruanda“. Die zwei Parteien sind „die Langen“ und „die Kurzen“ oder die anderen sind „die Rebellen“. Literarisch verstehe ich diese konsequente Namensmeidung als einen Hinweis darauf, dass es in diesem Buch nicht nur um Ruanda geht, sondern vielmehr um die allgemein wirkenden Mechanismen des Völkermords, die am Beispiel Ruandas diskutiert werden. Allerdings frage ich mich, ob das so allgemein möglich ist, denn das gewählte Beispiel ist eben doch sehr konkret recherchiert und dargestellt, und ich jedenfalls habe das Buch gelesen, um speziell über Ruanda mehr zu erfahren. Dass sich die Geschichte leider wiederholt, ist ohnehin klar.

Im Klappentext wird die enthaltene Liebesgeschichte besonders betont: „Nicht zuletzt ist es die bewegende Geschichte einer Liebe in den Zeiten des Krieges...“ Leider hat mich diese Hassliebe nicht sehr berührt, denn weder ist David in Agathe wirklich verliebt noch umgekehrt. Sie scheinen einander nicht einmal zu mögen, sondern gehen nur miteinander ins Bett. Sie helfen sich nicht gegenseitig, sie verstehen einander nicht. Inmitten der brutalen Desillusionierung hätte eine zarte Liebesgeschichte ein zauberhaftes Gegengewicht gebildet.

Lukas Bärfuss, geboren 1971 in Thun/Schweiz, zählt zu den erfolgreichen Dramatikern der letzten Jahre. Seine Stücke werden weltweit gespielt. Bei der Kritikerumfrage der Zeitschrift „Theater heute“ wurde Bärfuss zum Dramatiker des Jahres gewählt; neben zahlreichen anderen Auszeichnungen erhielt er den Mühlheimer Dramatikerpreis. Er lebt mit seiner Frau

und seinen beiden Kindern in Zürich. „Hundert Tage“ ist Lukas Bärfuss' erster Roman.

Wallstein Verlag, Göttingen, 2008
gebundenes Buch, 198 Seiten
19,90 €
ISBN 978-3-8353-0271-6

Rezension: „Liebe ohne Ende“ von Gerd Egelhof

Liebe und Liebeserklärungen in allen Variationen enthält dieser Gedichtband. Jede Seite bringt neue Entdeckungen und erzählt eine ganz eigene Liebesgeschichte. Zusammen genommen macht da einer den Frauen insgesamt eine phantasie- und geschmackvolle Liebeserklärung. Gerd Egelhof beleuchtet die verschiedensten Schattierungen der zwischen-geschlechtlichen Anziehung. Im Alltag entdeckt er ihre Spuren im „Klack, klack, klack“ der Damenschuhe auf dem Asphalt, im Lächeln der Pommesbudenfrau. Es geht um das Geturtel verliebter Paare, ein Lächeln, das an gemeinsame Kinder denken lässt, und den schmerzvollen Blick des Ex. Um parfümierte Briefe voller

Hoffnung, um die Angst zu versagen und um die Einsamkeit. Aber auch Sexspiele im Nikolauskostüm und einen zurückgelassenen BH finden wir hier.

Ein Buch für Frauen ist es auf jeden Fall. Die Meinung der Männer dazu würde mich noch interessieren. Ich empfehle dieses Buch zum Selberlesen und zum Verschenken, zum Aufmuntern, Schmunzeln und Seufzen.

BOD Norderstedt
Taschenbuch, 108 Seiten
ISBN 3899069226

Rezensiert von Andrea Herrmann

Hörbuch-Rezension: „Gut gegen Nordwind“ von Daniel Glattauer

Elektronischer Briefwechsel vom Feinsten erwartet den Leser in diesem Roman des Journalisten und Schriftstellers Daniel Glattauer (geb. 1960 in Wien). Wer den Unkenrufen der Medien Glauben geschenkt hat, dass das Briefeschreiben eine aussterbende Gattung ist, wird hier auf angenehme Weise eines Besseren belehrt. Natürlich findet der Austausch in dem Roman nicht mit Feder und Tinte auf Büttenpapier statt, sondern zeitgemäß per E-Mail.

Der Verlag Hörbuch, Hamburg, hat eine sehr gute Wahl getroffen, indem er die Sprechrollen der Hauptakteure den Schauspielern Andrea Sawatzki und Christian Berkel übertragen hat.

Ich kann mir keine bessere Emmi Rothner vorstellen als Andrea Sawatzki. Schon vom ersten Satz an, den sie sowohl energisch, als auch höflich intoniert, wie es dem Inhalt ihrer Mail entspricht, nämlich der Abmeldung eines Abonnements der Zeitschrift „Like“.

Zu ihrer Überraschung erhält Emmi Rothner nicht etwa eine Bestätigung der Kündigung des Abonnements, sondern eine leicht verärgerte Belehrung darüber, dass der Empfänger keineswegs gemeint sein kann, da er weder Zeitschriften herausgibt, noch Kündigungen entgegenzunehmen im Stande ist. Unterschrift: L. Leike.

Wortreich entschuldigt sich E. Rothner bei Herrn L. Leike für das Missgeschick, das durch die versehentliche Hinzufügung eines überflüssigen Buchstabens in der Mail-Anschrift verursacht wurde. Sie gelobt Besserung und verspricht, dass das

nie wieder vorkommt. Wie zu erwarten, passiert es einige Zeit später noch einmal und das Schicksal nimmt seinen Lauf.

L. Leike, sehr zurückgenommen und besonnen gesprochen von Christian Berkel, dessen tiefe, weiche Stimmlage den Hörer sehr für Leo Leike einnimmt, gerät mehr und mehr in den Bann der lebhaften Vielschreiberin E. Rothner. Bald schon beginnen die Mails mit „Liebe Emmi“ und „Lieber Leo“, später kommen einige liebevolle Bezeichnungen hinzu, wie es dem Fortgang des elektronischen Briefwechsels entspricht.

Leo ist fasziniert von der temperamentvollen und leichtfüßig daher kommenden Art, in der Emmi ihre E-Mails schreibt und ihn zu Antworten animiert. Eigentlich ist Leo ein gebranntes Kind und hat gerade zu diesem Zeitpunkt überhaupt nicht die Absicht, sich auf irgendeine Art von Beziehung zu einem weiblichen Wesen einzulassen. Gerade hat er Marlene (wie er meint) endgültig verlassen und diesen Verlust noch lange nicht verschmerzt. Aber Emmis virtuos mit Buchstaben und Ausrufezeichen geführter Wortwechsel zieht ihn mehr und mehr an. Er beginnt die forschen, nach und nach gefühlvolleren und immer informativeren Mails zu vermischen, wenn sie sich einmal verspäten oder gar ausbleiben.

Die beiden Korrespondenzpartner werden sich nach und nach fast unentbehrlich. Besonders Emmi macht daraus keinen Hehl und benutzt viele Fragezeichen und das ganze Repertoire der PC-Tastatur, wenn Leo einmal mit seinen Antworten in Verzug ist. „Leooooo, wo sind Sie ??????????????“ schreibt sie und er lässt

sich zu der Aussage hinreißen: „Schreiben ist wie Küssen ohne Mund“. Unschwer lässt sich aus der erweiterten Wortwahl erkennen, wie es allmählich um die Gemütslage der beiden bestellt ist. Immer sehnsüchtiger wird die Stimme von Andrea Sawatzki, immer brüchiger der Tonfall Christian Berkels, wenn es vorübergehend Lücken im Mailverkehr gibt. Emmi kann ihren Urlaub nicht genießen, weil ihr in Spanien der Austausch mit Leo fehlt, Leo freut sich nach einer Geschäftsreise sehr auf das Öffnen seiner Mailbox. Was findet er vor? Einen ziemlich aufgebrachte und unverschämten Vorwurf von Emmi wegen seines Schweigens. Lese ich da so etwas wie Eifersucht, wagt er sie zu fragen? Erfrischend offen gibt Emmi zu, dass sie ihn braucht, dass er ihr als virtuelles Gegenüber unentbehrlich geworden ist. Der Ton wird allmählich ernster, reifer und zielgerichteter. Nichts wäre natürlicher, als ein persönliches Kennenlernen, vorerst wenigstens per Telefon. Leo spricht auf den Anrufbeantworter und Emmi ist von der Ausstrahlung seiner Stimme überwältigt. Sie hört das Band immer wieder, besonders wenn sie traurig ist. Andrea Sawatzki gelingt es hervorragend, Sehnsucht und Vorsicht, Ungeduld und Zaghaftheit in ihre Emmi-Stimme zu legen. Leo ist nach einigen Umwegen und dem Abwägen aller Vor- und Nachteile entschlossen, die reale Emmi kennenlernen zu wollen.

Den nun einsetzenden Tanz der Buchstaben auf der Tastatur beim Aushandeln des Termins und des Treffpunktes für diese Probe aufs Exempel hört man buchstäblich aus den Stimmen der beiden hervorragenden Sprecher. Ungeduld und Angst vor Enttäuschung, Hoffnung und absichtlich herbeigeführte Verzögerungen lassen die Spannung steigen vor dem großen Ereignis, das die Krönung oder das Ende ihrer virtuellen Freundschaft (oder Liebe?) werden könnte.

Der Hörer kann es zusammen mit Emmi und Leo kaum erwarten, wie sich das Ende (oder der eigentliche Anfang) der hinreißend geschriebenen E-Mail-(Liebes?)Geschichte gestalten wird. Wenn schon ein einzelner hinzugefügter Buchstabe einen so zauberhaften Briefwechsel in Gang setzen kann, dann braucht es vielleicht nur ein ebenso kleines Zeichen, um in die Speichen des Schicksals einzugreifen?

Genau dies hat sich der Autor des Romans „Gut gegen Nordwind“ für Emmi und Leo ausgedacht. Nach dem Prinzip „kleine Ursache, große Wirkung“ genügt wieder ein Buchstabe, um die Wende herbeizuführen.

Besonders Andrea Sawatzki als Emmi ist sehr überzeugend in Stimmlage und Sprechtempo, wenn sie ihren letzten Satz spricht. Christian Berkel als Leo Leike und die Sprecher der Nebenrollen sind ebenfalls hervorragend besetzt.

Ich habe das Hörbuch mit großem Vergnügen gehört, mich hineinziehen lassen in die Entwicklung dieses modernen Briefromans, der sich zeitweise so spannend liest wie ein Krimi und doch nur ein kleiner Auszug ist aus dem realen und gleichzeitig virtuellen Leben von zwei Menschen unserer Zeit. Das Leben schreibt die schönsten Geschichten, wie wahr.

Hörbuch: „Gut gegen Nordwind“
Laufzeit ca. 375 Min., 2007,
Sprecher: Christian Berkel, Andrea Sawatzki u.a.
Sprache: Deutsch
Format: Audio-CD - Ungekürzte Lesung.
Verlag: Hörbuch Hamburg
ISBN-10: 3899034155

Rezensiert von Nora Zorn

Wettbewerbe

Datum	09.11.2008	30.11.2008	30.11.2008
Name	Jahrgang 89 - Dramenwettbewerb der Kulturinsel Halle		Rowohlt- Romanwettbewerb
Genre	Theaterstück	Kurzgeschichten (unveröff.)	historischer Roman (unveröff.)
Thema	DDR VOR der Maueröffnung	Niemandsland	Handlung muss vor 1900 angesiedelt
Umfang		ein Beitrag pro Autor; bis 1500 Worte	mindestens 200 Seiten
Form	mit Kurzbiographie und Anschrift	deutschsprachig; anonymisiert, 1x einseitig gedruckt auf Din A4, 2x auf CD-ROM oder Diskette als .doc, .rtf oder .txt; ohne Formatierung (fett, kursiv, usw.); Name, Adresse, Tel.nr. oder E-Mail, Geburtsdatum, Titel des Beitrags, Kurzbiographie; Teilnahmegebühr: 5x 0,55 Cent Briefmarken oder 2 Internationale Antwortscheine	deutschsprachig; registrieren unter http://www.hierschreibenwir.de/next/rowohlt/?q=user/register ; ein Exposé von bis 2 Seiten und ein Probekapitel von bis 50 Seiten hier einstellen: www.hierschreibenwir.de/next/rowohlt
Preis	500€Honorar für ein Kurzstück, 1500€für ein abendfüllendes Stück	1.) 500€ 2.) Bücher für 150€ 3.) Bücher für 100€ 4.-10.) Bücher für 50€ Veröffentlichung der besten Beiträge in der Anthologienreihe /kladde.auf/die.reihe/	Buchvertrag mit Rowohlt Verlag; Weitere neun Einsendungen erhalten je ein Buchpaket im Wert von 100€
Teilnehmer	junge Dramatiker/ innen, welche die DDR nicht aus eigenem Erleben kennen, d.h. 1984 oder später geboren		
Veranstalter	Kulturinsel Halle	Literareon im Herbert Utz Verlag	Rowohlt Verlag
Einsenden an	Kulturinsel Halle - neues theater, Stichwort: Jahrgang 89, Große Ulrichstraße 50-51, D-06108 Halle	Literareon im Herbert Utz Verlag, Adalbertstraße 57, D-80799 München	siehe oben
Nähere Informationen	http://www.kulturinsel-halle.de/ Tel.: +49-(0)345/ 2050-0, Fax: -115	www.kurzgeschichten-wettbewerb.de Tel. +49-(0)89- 307796-93 , info'at'literareon.de .	http://www.hierschreibenwir.de/next/rowohlt/Musterexposé unter: http://www.uschtrin.de/pr_rowohlt.html

Datum	30.11.2008	15.12.2008	15.12.2008
Name	Dulzinea-Literaturpreise	Schreiben rund um den Senf -Kurzgeschichten-wettbewerb	Veilchen-Schreibwettbewerb
Genre	Gedicht, Haiku, Senryû	Liebesgeschichten oder Kurzkrimis (unveröff.)	Kurzprosa und Lyrik
Thema	kritische Lyrik	Liebe, Mord und reichlich Senf	Brücken
Umfang		jeweils nur ein Beitrag, max. 5 Seiten	Pro Beitrag max. 4 Seiten; bis 4 Beiträge pro Teilnehmer/in
Form	per Post oder E-Mail; Anhänge als Word-, RTF- oder Textdatei; Anschrift, Kurzvita (Geburtsjahr, Wohnort, Tätigkeit, Webseite) und E-Mail; Autor stimmt durch Einsendung einer Veröffentlichung zu, behält ansonsten alle Rechte; bitte angeben, ob Texte auch für spätere Ausschreibungen berücksichtigt werden dürfen	Schriftart Courier New 12 pt, in vierfacher Ausfertigung, anonym und mit einem Kennwort versehen; in Umschlag mit dem Kennwort Name, Adresse, E-Mail und 3-5 fünf Zeilen zur Person	Als E-Mail (auch Attachment), am besten als txt oder rtf, aber auch per Post
Preis	1000€ für Lyrik, 250€ für je einen der Texte, die in der Dulzinea 13 veröffentlicht werden	1.) ein Delikatesspaket, im Wert von 50€, 2.) + 3.) je ein Delikatesspaket im Wert von 20€, evtl. Veröffentlichung in Anthologie	1.-3.) Preis: Je ein Jahresabo des Veilchens und ein Buch
Teilnehmer		deutschsprachige Autoren mit Wohnsitz in Europa	Gerne unbekannte Schreibende jeden Alters
Veranstalter	Literaturzeitschrift Dulzinea	Senferey	Literaturzeitschrift Veilchen
Einsenden an	Dulzinea - Zeitschrift, Postfach 1927, D-36009 Fulda; redaktion 'at' dulzinea.de	Die Senferey, Goethestr. 25. D-78112 St.Georgen	veilchen'at' geschichten-manufaktur.de per Post: Veilchen, c/o A. Herrmann, Hasenstr. 5, D-67659 Kaiserslautern
Nähere Informationen	www.dulzinea.de	http://www.senferey.de/files/wettbewerb.html senfgeschichte'at'senferey.de	

Datum	31.12.2008	31.12.2008	31.12.2008
Name	DeLiA 2009	erostepost - Literaturpreis 2008	women's edition Kurzgeschichten- Wettbewerb
Genre	Liebesroman, deutschsprachiger (2008 veröffentlicht)	erotische Geschichten, aber nicht pornographisch (unveröff.)	Kriminalgeschichten (unveröff.)
Thema			Rache ist süß!
Umfang		etwa 10 Seiten (20.000 Zeichen)	10.000-12.000 Zeichen inkl. Leerzeichen
Form		in dreifacher Ausfertigung und anonym mit Kennwort (persönliche Daten in einem geschlossenen Kuvert mit gleichem Kennwort)	als Word-Dokument inkl. Kontaktdaten per E-Mail, Betreff „WE Wettbewerb 2008“
Preis	1000€	1.500€	1.) 150€, 2.) 90€, 3.) 60€
Teilnehmer	Autoren, Autorinnen und Verlage; keine Übersetzungen aus anderen Sprachen, keine Story- sammlungen mehrerer Autoren, keine Sekundärliteratur, keine Veröffent- lichungen in Zuschussverlagen und/oder Book on demand		Autorinnen und Autoren aus ganz Deutschland
Veranstalter	Verein zur Förderung deutscher Liebes- romanliteratur e.V.		
Einsenden an	Bitte Kontakt mit der Juryvorsitzenden aufnehmen: Eva Völler, info'at'evavoeller.de	Erostepost im Literaturhaus, Strubergasse 23, A-5020 Salzburg, Österreich	wettbewerb'at'women- edition.de
Nähere Informationen	www.delia-online.de	http://www.erostepost. at/literaturpreis_aktuell .shtml Tel: 0043/662/43 95 89, Fax: 0043/662/42 24 11 - 13, erostepost'at'literaturh aus-salzburg.at	www.women- edition.de/html/aktion/ kgwb2008.htm

Datum	30.01.2009	31.01.2009	01.03.2009
Name		Mauerstücke-Wettbewerb	Freilichtbühnenpreis - Autorenwettbewerb für Kinder- und Jugendtheaterstücke
Genre		Geschichten (unveröff.)	phantasievolle Kinder- und Jugendstücke
Thema	Schlager und Treffer: Durchsetzungsvermögen und Treffsicherheit, Popularität und Populismus, Erfolg und sein Preis	Mauerfall: Zeit vor, während und nach jenen Tagen; keine politischen Plädoyers, sondern die kleinen, ganz persönlichen Geschichten	die heutigen Lebenssituationen junger Menschen, auch Generationen übergreifende Themen, aktuelle Bezüge, Utopien oder märchenhafte Visionen
Umfang		bis 12.000 Zeichen (mit Leerzeichen)	
Form	in elektronischer Form [Mail] oder auf Papier [mit beigefügtem Datenträger im Windows-Format]	per E-Mail mit Betreff „Mauerstücke“ als .doc oder .rtf an mauerstuecke'at'web.de oder im Diskussionsforum auf www.onlineroman.de unter „Schreibprojekt: Mauerstücke – Erinnerungsgeschichten“ einstellen	für die Teilnahme sind die ausführlichen Ausschreibungsunterlagen und ein Formblatt nötig
Preis	Veröffentlichung in Anthologie	1.) 100€, angestrebt wird eine Veröffentlichung der besten Texte in einer Anthologie	1.) 3000€, 2.) 2000€, 3.) 1000€, Uraufführung des Gewinner-Stückes auf einer Freilichtbühne des VDF Nord
Teilnehmer	Künstler/innen aller Sparten und Genres, aber auch Philosophen und Wissenschaftler		deutschsprachige und besonders junge Autor/innen
Veranstalter	Edition Splitter		Verband Deutscher Freilichtbühnen - Region Nord
Einsenden an	Edition Splitter Salvatorgasse 10 A-1010 Wien Tel.: +43 1 532 73 72 Fax: +43 1 532 11 09 horn'at'splitter.co.at		Geschäftsstelle des VDF-Region Nord, Oberonstrasse 20-21, D-59067 Hamm, Tel. +49-(0)2381/6934, VDFHAMM'at't-online.de
Nähere Informationen	www.splitter.co.at/		www.freilichtbuehnen.de/Autorenwettbewerb.37.0.html

